

btb

JENS LAPIDUS

**STOCKHOLM
BLUES**

THRILLER

Aus dem Schwedischen
von Max Stadler

btb

Die schwedische Originalausgabe erschien 2023 unter dem Titel
»Död man walking« bei Albert Bonniers Förlag, Stockholm.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe Mai 2026

Copyright © der Originalausgabe 2023 by Jens Lapidus

© der deutschsprachigen Ausgabe 2026 by btb Verlag

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Published in agreement with Salomonsson Agency

produktivsicherheit@penguinrandomhouse.de

(Vorstehende Angaben sind zugleich

Pflichtinformationen nach GPSR.)

Umschlaggestaltung: sempersmile, München

nach einer Vorlage von Buro Blikgoed, Haarlem

unter Verwendung von Bildmaterial von

Oscar Soderlund / Unsplash & Shutterstock / Malivan Iuliiia

Satz: GGP Media GmbH, Pößneck

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

ks · Herstellung: han

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-77497-5

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/penguinbuecher

Prolog

1995

Die Kerze, die seine Schwester in der Hand hielt, warf einen flackernden Schein, der den Flur fast unheimlich wirken ließ. Sie standen aufgereiht, als würden sie das Lucia-Fest feiern. Teddy trug das Geschenk und sein Vater den Kuchen. Der Letzte war Darko mit einer schlampigen Zeichnung, die er am Vortag in der Schule angefertigt hatte. Teddy gefiel das Schleichen und Flüstern. Die Familie war in einer eigenen Tradition vereint – für den Moment herrschte Frieden. Lindas Schreie und das Zuschlagen der Türen waren verschwunden, und das Gesicht seines Vaters sah im schummrigen Licht entspannt aus. Der Flur war keineswegs unheimlich, es herrschte einfach ein Gefühl der Zusammengehörigkeit.

Sie näherten sich dem Schlafzimmer. Sein Vater wartete immer, bis sie direkt vor der Tür standen, und erst wenn er die Klinke herunterdrückte, begannen sie zu singen. Er war so schlecht in »Hoch soll sie leben« wie in allen schwedischen Liedern, aber er sang am lautesten.

Sie traten ein.

Zuerst war sie in der Dunkelheit nicht zu erkennen, ihr Haar lag wie ein Schleier über ihrem Gesicht, sie war getarnt. Dann leuchtete das Lächeln seiner Mutter auf, und am allerbesten waren ihre Zähne zu sehen.

Teddy gab ihr das Päckchen.

»Gott, wie schön.« Seine Mutter hielt den Morgenmantel hoch, den er gekauft hatte. Er war flauschig und weich, rosa und hatte einen breiten Gürtel. »Ich muss ihn sofort anprobieren.«

»Hallo?«, rief er, als er aus der Dusche kam, Deo unter den Armen, die Haare gekämmt, das Handtuch noch um die Hüften geschlungen. Er müsste eigentlich der Letzte sein, alle anderen waren vor ihm zur Schule und zur Arbeit gegangen, aber er hatte ein Geräusch aus dem Schlafzimmer seiner Eltern gehört.

»Ich bin noch da«, erklang die Stimme seiner Mutter.

Sie lag immer noch auf dem Bett, bekleidet mit ihrem Morgenmantel, ihrem Geburtstagsgeschenk. Es roch komisch hier drin.

»Wir fangen erst um neun an«, sagte Teddy schuld bewusst, denn er wusste, dass sie fragen würde, warum er noch nicht gegangen war.

»Dann musst du dich beeilen, mein Schatz. Du darfst nicht zu spät kommen.«

Sie war immer am Nörgeln. Wen kümmerte es, wenn er ein wenig zu spät kam? Er drehte sich um. »Bist du krank, Mama?«

Sie lächelte. »Heute geht es mir nicht besonders gut. Ich habe ein bisschen Bauchweh. Typisch, nicht wahr? Am eigenen Geburtstag krank zu werden.«

Teddy hatte noch nie erlebt, dass seine Mutter nicht zur Arbeit ging. Er konnte sich noch nicht einmal daran erinnern, dass sie jemals krank war, nicht einmal mit einer normalen Magenverstimmung. Es war seltsam, sie so auf dem Bett liegen zu sehen.

»Ist der Bademantel bequem?«, fragte er.

Seine Mutter lachte. »Total. Der schönste Bademantel, den ich je hatte. Hast du ihn ausgesucht?«

Eine Wärme breitete sich in seinem Körper aus, Teddy nickte.

Letzte Woche war die Situation genau umgekehrt gewesen. Teddy hatte das Fieber und den Schnupfen schon in der Nacht zuvor gespürt, oder besser gesagt: Er selbst hatte das Fieber nicht bemerkt, aber seine Mutter hatte seine Temperatur gemessen und beschlossen, dass er wirklich nicht zur Schule gehen sollte. Stattdessen hatte sie ihn mit zu ihrer Arbeit genommen. Eigentlich wollte er nicht, er war zu alt und hatte den Reiz von Buntstiften und Fotokopierern noch nie richtig verstanden, aber seine Mutter war unerbittlich.

Es hatte mehr Spaß gemacht als erwartet. Conny, der Chef seiner Mutter, ließ ihn in einem separaten Raum sitzen, wo es einen Computer mit einigen Spielen gab. Conny und seine Mutter waren Arbeitskollegen, solange Teddy denken konnte. Am Nachmittag durfte er mitkommen und sich viele »Prototypen« ansehen, wie Conny sagte. »Es heißt eigentlich EldE 23, aber wir nennen dieses Luftabwehrsystem Teddy.«

Obwohl die Schule heute später anfing, musste er sich langsam beeilen.

»Warte«, sagte seine Mutter. »Setz dich kurz noch.« Sie klopfte auf die Bettkante.

Die Kerze stand immer noch auf dem Nachttisch, ausgeblasen und einsam wie die Straßenlaterne vor Teddys Fenster, die nie funktionierte.

»Wie läuft es in der Schule?«

Er wusste, warum sie fragte. In der Woche zuvor hatte ein Lehrer zu Hause angerufen, um seinen Eltern von einer Schlägerei zu berichten. Es war eigentlich nichts, Dejan und er hatten sich, ohne zu fragen, das Fahrrad eines Jungen ausgeliehen. Der Junge hatte seinen älteren Bruder dorthin geschleppt, und es gab eine Schlägerei. Niemand wurde verletzt, nur ein paar Kratzer an den Ellbogen.

»Halb so wild. Jetzt ist alles gut.«

»Hm, vielleicht, aber du weißt, dass ich bei Saab arbeite, und was wir machen, nun, das hast du letzte Woche mit eigenen Augen gesehen.«

»Ja?« Er hatte nicht die Energie für einen Vortrag.

»Wir stellen Waffen her, aber Gewalt darf nur in absoluten Notfällen angewendet werden. Richtig?«

»Ja, ja.«

Sie setzte sich halb im Bett auf und schnappte nach Luft. Hatte sie irgendwo Schmerzen?

»Ich verspreche dir eines ...«

»Was?«

»Wir werden uns um dich kümmern. Solange ich lebe, wirst du nie gewalttätig sein müssen, Teddy. Niemals.«

»Ja.«

»Du bist kein gewalttätiger Mensch, mein Schatz.«

Eins

1

Teddy

Teddy ging nicht mehr zum Stureplan. Das war anders gewesen, bevor er im Gefängnis gesessen hatte, aber das war viele Jahre her. Dieser Ort war das Partyzentrum des glamourösen Stockholms, das Schaufenster des neuen und des alten Geldes, die Hauptbühne, auf der man sich gegenseitig in seinem Ruhm sonnte. Der Stureplan war der Zirkus der Jungen und Alten, das absolute Zentrum der Partyhengste. Teddy wusste auch noch etwas anderes: Der Stureplan war die wichtigste Schnittstelle zwischen seiner Welt und der Oberschicht, er war der Treffpunkt für seine Jungs – die siebzehnjährigen Dealer mit Louis-Vuitton-Mützen – und die drei- und vierzigjährigen Kokskunden aus den Villen, die den Stoff brauchten, um mit der Lifestyle-Konkurrenz mithalten zu können.

Aber heute Abend, als er unter dem Svampen durchging, der sich über ihm auftürmte, erkannte er den Stureplan nicht wieder. Die Leute waren viel zu jung, nicht nur die Mädchen in den trotz der Kälte zu kurzen Röcken, die schon immer hier gewesen waren. Durch die Fenster des Sturehofs sah er eine Mischung aus Familien mit Kindern und Männern, die eher wie er selbst als wie erfolgreiche Finanztypen aussahen: müde Gesichter und billige Baumwollpullover. Saudi-arabische Immobilieninvestoren bauten diesen Ort um, schmutzige Baugerüste hingen an den Gebäuden. Der Stureplan war bald out. Teddy fragte sich, welche Gegend die Nachfolge antreten würde.

Aus irgendeinem Grund wollte sich Ibbe in einem nahe gelegenen Hotel treffen. Es war Angeberei. Nie Angst, immer Luxus. »Wir werden ein großes Treffen an der besten Adresse haben«, hatte er angekündigt.

Dort draußen herrschten mehrere Kriege. Ibbe war in so viele Konflikte verwickelt, dass Teddy aufhörte zu zählen. Einer der brutalsten tobte zwischen dem Chef und einem Kerl namens Dior Ait. »Ein Bastard ohne Schwanz«, wie Ibbe es ausdrückte. Teddy wusste, wer Dior war, sie hatten unter Kerim Celali zusammengearbeitet, mit dem Kerl war alles in Ordnung. Außerdem waren die Bullen gefährlicher denn je, die Gewaltwelle der letzten Jahre hatte die Politiker unter Druck gesetzt – die Blauen waren befugt, neue Methoden anzuwenden. Abhören ohne konkreten Verdacht auf eine Straftat, Hausdurchsuchungen ohne konkreten Verdacht auf eine Straftat, sich ohne jeglichen Verdacht mit den Jungs anlegen. Heutzutage musste jede Bewegung gut durchdacht sein. Ein großes Treffen war sowohl dumm als auch gefährlich.

Schießereien und Bombenanschläge. Vergeltungsmaßnahmen und Racheanschläge. Das war alles Wahnsinn. Die Politiker hatten recht. Teddy hasste die kurzen Luntten der Achtzehnjährigen, die für jeden Scheiß töteten. Er war naiv gewesen und hatte geglaubt, die Dinge würden sich ändern, nachdem Kerim Celali verschwunden war. Stattdessen war alles nur noch schlimmer geworden. Er sah es mit eigenen Augen: ein Wurf nach dem anderen, immer jünger, wilder und wilder. Diejenigen, die jetzt unterwegs waren, hatten nicht einmal mehr Großeltern, die zivilisiert waren. Ibbe war einer der Schlimmsten. Und er war schnell aufgestiegen.

Teddy kannte seinen Platz in der Hierarchie, er war sicher nicht ganz unten, er hatte seine eigenen Jungs, aber er war weit von der Spitze entfernt. Er musste Ibbe akzeptieren – wenn er rief, folgte man.

An der Straßenecke lagen Lachgasflaschen und leere Ballons. Es schneite, große Flocken fielen wie Watte. Auf einer Bank saugte ein Mädchen mit hellen Haaren an einem Ballon, als ob ihr Leben davon abhinge. Heutzutage inhalierten die Kids Lachgas, als wäre es Alpenluft. Er hasste diesen Scheiß. Dann fiel das Mädchen auf den eisigen Boden. Teddy eilte zu ihr.

»Wie geht es dir?« Er legte seine Hände unter ihren Kopf und hob sie vorsichtig an. »Hallo?«

Die Freunde des Mädchens waren abgehauen, als er auf sie zugelaufen war, weil sie mehr Angst vor den Folgen ihrer Hilfe hatten als vor den akuten Kopfverletzungen der Freundin.

Ihre Augen waren schmal, sie war groggy, high vom Gas. Emelie hatte während der Wehen Lachgas bekommen – Teddy wusste, dass es ihren Körper schnell verließ, der Rausch dauerte nur ein paar Sekunden.

»Mir geht es gut«, lallte sie. »Wer bist du?«

Heutzutage war Teddy einer der größten Marihuana-Importeure in Stockholm. »Ich habe dich fallen sehen«, sagte er.

Das Mädchen stützte sich mit den Ellbogen auf den Boden und versuchte aufzustehen. Sie wurde schmutzig, ihre Knie, ihre Hände, der hintere Teil ihres Rocks war grau und nass vom Schneematsch. »Kannst du mir helfen, ins Sturecompagniet zu kommen? Ich würde alles dafür tun.«

Teddy hob sie auf die Bank, schob seine Hände in ihre Jackentaschen und holte die Ballons hervor. Die Flasche selbst war zu groß, um hineinzupassen, er sah, dass sie über das Kopfsteinpflaster weggerollt war.

»Mach doch nicht so einen Scheiß.« Er stand auf, sammelte die Flasche und die Ballons ein und warf alles in einen Mülleimer. »Das war's für heute.«

Er legte ihr eine Hand auf die Schulter. Seine Finger waren

kalt. »Geh nach Hause«, sagte er. Die Menschen hatten sich um sie herum versammelt, die Augen weit aufgerissen, alle starrten. An diesem Ort war es offenbar seltsam, einer Gestürzten zu helfen. Der Stureplan war Dreck. Stockholm hatte eine schmutzige Seele.

Emelie hatte mehr oder weniger den Kontakt zu ihm abgebrochen. Anfangs hatten sie es versucht – nicht versucht, zusammenzuleben oder wieder eine Beziehung einzugehen. Aber sie hatten als Erwachsene, als verantwortungsbewusste Eltern kommuniziert, und Lucas durfte an einigen Wochenenden bei ihm bleiben. Manchmal hatte Teddy ihn sogar von der Vorschule abgeholt, war mit ihm Eis essen gegangen, hatte die Skateboard-Rampe mit ihm ausprobiert und mit ihm im Thai-Imbiss gegessen, nur um ihn ein paar Stunden später an Emelie zu übergeben, die immer noch in ihrem Büro in Kungsholmen saß, mit einem halb verzehrten Abendessen auf dem Tisch und verstreuten Notizblöcken und Post-it-Zetteln, an die sie ihn nicht heranlassen wollte. »Es könnten Namen darauf stehen, die du nicht sehen solltest.«

»Dein Zeug interessiert mich nicht.«

»Nein? Ich weiß Bescheid, Teddy. Du bist nicht ausgestiegen.«
Das sei das Problem, sagte sie. *Er war nicht ausgestiegen.*

Sie wusste nicht, wie recht sie damit hatte. Ihr Teddy-Radar signalisierte ihr etwas, sie arbeitete sozusagen in der Branche, als Strafverteidigerin und alles, doch sie wusste nicht einmal ein Zehntel. Er war *wirklich* nicht ausgestiegen.

Sie hätte es hinnehmen können – er verdiente mehr Geld als je zuvor, hätte sie und Lucas auf Reisen mitnehmen können, von denen sie nur träumen konnte, hätte ihr eine größere Wohnung kaufen können, vielleicht sogar eine Villa, wenn sie das wollte.

Er hätte Lucas ein gutes Leben bieten können, aber Emelie war nur daran interessiert, dass er ausstieg.

Er wollte sich nicht selbst vergewaltigen, er wollte nicht aufgeben, wer er immer gewesen war. Die Straße war sein Platz.

Die Gelegenheiten, Lucas an den Wochenenden bei ihm übernachten zu lassen, waren seltener geworden. Sie hatte nicht direkt etwas gesagt. *Du darfst kein Vater sein. Lucas darf keinen Vater haben.* Er spürte es trotzdem, es lag bei jedem Gespräch zwischen ihnen in der Luft. Eine Spannung, etwas, das sie erwartet hatte. Ein paar Monate später kam ein Brief von einem Anwalt. *Emelie Jansson hat das alleinige Sorgerecht für Lucas. Von nun an dürfen Sie nicht mehr allein zu Ihrem Sohn.*

Er hatte sich nicht gewehrt, so tief wollte er nicht sinken. Er wusste, dass sie nach einer Weile nachgeben würde, höchstens ein paar Wochen, schlimmstenfalls Monate. Er fragte sich, was der Auslöser für diese Reaktion war. Er hielt sich zurück, drängte nicht, beklagte sich nicht, aber Lucas' Geruch, sein Lachen, seine kleine Hand, die nach seiner griff, wenn sie zum Obstgarten gingen, wie Lucas den Park mit den Rutschen nannte – irgendwann wurde die Sehnsucht zu groß. Er rief sie an. »Bist du weich geworden? Kann ich den Goldjungen dieses Wochenende sehen?«

Sie hatte sich nicht erweichen lassen. Ihre einzige Reaktion war eine SMS: *Du kannst dich mit meinem Anwalt in Verbindung setzen, wenn du Lucas treffen willst.*

Er vergrub den Schmerz in der Wut. Er vergrub sich in der Arbeit. Gleichzeitig pochte eine Frage in seinem Schädel: Musste es denn so sein? Fatalismus. Prädisponierte Gangsterschritte, vorbestimmte Fehlritte. Es war ihm egal, ob es erblich bedingt war oder am Milieu lag, Teddy fragte sich nur, ob dies sein einziger Weg war.

Er ging in seiner Einsamkeit auf den Abgrund zu. Kein Lucas.

Keine Emelie. Keine andere Frau. Auch seine Schwester Linda wollte nichts mit ihm zu tun haben. In ihren Augen war er daran schuld, dass ihr Sohn ermordet worden war – Nikola war von dem Sohn eines der alten Bosse erschossen worden, genauso abgefickt wie der ganze andere Scheiß, der hier lief. Eine Wunde, die nie heilen würde, eine innere Blutung, die bis zu dem Tag pulsieren würde, an dem Teddy das gleiche Schicksal wie sein Neffe ereilte.

Es waren schon über vierzig Minuten vergangen. Ibbe ließ sie warten. Es war ein weiteres Signal, das jeder verstand. Sie saßen dicht gedrängt auf dem Sofa, in den Sesseln und auf einigen Kissen in der Hotelsuite. Zwei Jungs hockten sogar auf dem Boden. Ein anderer war über eine Videoverbindung aus dem Ausland zugeschaltet. Teddy erkannte einige von ihnen, er wusste, dass sie sich auf ähnlichen Positionen wie er in der Stockholmer Unterwelt befanden. Zehn Verrückte auf fünfunddreißig Quadratmetern, zusammengepfertcht auf Anweisung des größten Verrückten von allen.

Sie mussten sich anstrengen und das Ganze akzeptieren, ohne überhaupt zu wissen, warum Ibbe sie gerufen hatte. Doch sie hatten ihre Wahl getroffen und waren hierhergekommen. Ibbe würde solche Männer nicht auffordern, sich gegenüberzusitzen wie bei einer Therapiestunde in einem Wohnheim, wenn er es nicht ernst meinte. Wobei es eine Grenze gab: Die Männer in diesem Raum ertrugen normalerweise nicht einmal ein halbes Gramm Scheiße, es war nur eine Frage der Zeit, bis einer von ihnen gehen würde. Die Irritation schwelte wie glühende Briketts. Äußerlich grau mit Asche, ruhig und kontrolliert, aber wenn man darin herumstocherte, konnten sie auseinanderfallen und alles in Brand setzen.

Die Luft war stickig. Teddy sah sich um. Die Gangster von heute waren dünne Kerle, dünn von zu vielen Zigaretten und dünnen Genen. Autorität ging nicht mehr von körperlicher Gewalt aus, sondern von der Fähigkeit, jemandem, ohne mit der Wimper zu zucken, in den Hinterkopf zu schießen. Muskeln wurden nicht gebraucht, Kraft war nicht beeindruckend, Mut war überflüssig. Teddy war der Einzige im Raum über vierzig, vielleicht sogar der Einzige über dreißig. Er war auch der einzige weiße Mann hier. Oder vielmehr *weiß und weiß* – vielleicht war Weißsein eher eine Frage des Privilegs und der Klasse, eine Frage dessen, wie die Menschen einen ansahen, wie man von der Gesellschaft behandelt wurde, wie man sich im sogenannten schwedischen normativen Raum fühlte.

Teddys Haut war hell, aber sein Inneres war dunkel.

Er war reich, aber seine Seele war arm.

Er fühlte sich nicht ganz so unwohl in der übrigen Gesellschaft wie diese anderen Kerle – aber er war ein Außenseiter, war es immer gewesen und würde es immer sein. Auch unter diesen Männern fühlte er sich nicht heimisch, obwohl er wusste, wie man sich zu verhalten hatte.

Er legte die Hände in den Schoß und hoffte, dass niemand bewaffnet war. Man hatte ihnen einen strikten Verhaltenskodex aufgelegt, der besagte, dass sie ihre Knarren zu Hause lassen sollten.

Morgen würde seine Familie eine Gedenkfeier für seine Mutter abhalten. Sie wäre siebzig Jahre alt geworden, wenn sie noch leben würde. Es war etwas Besonderes, sich an den Geburtstag seiner Mutter zu erinnern, denn an diesem Tag vor über fünf- undzwanzig Jahren hatte sie erfahren, dass sie krank war. Teddy sah sie vor sich, als wäre es gestern: Sie lag im Bett, eine Hand auf seiner, und trug den Morgenmantel, den sie gerade erhalten hatte. Er fragte sich, ob Emelie mit Lucas kommen würde.

Endlich erschien er: Ibbe. Schlank und schlaksig, die Wimpern lang und schön. Er grüßte alle, höflich und leise, sprach aber niemanden mit Namen an. Einige wollten wahrscheinlich nicht, dass man sie kannte.

Einer seiner Männer zog einen Sessel aus dem Schlafzimmer heran. Ibbe setzte sich mit einem dumpfen Wumms, bevor er sich bückte und eine Mandarine aus der Obstschale auf dem Couchtisch nahm. Er schälte sie langsam und legte die orange-farbenen Stücke auf einen Teller, ohne etwas zu sagen. Es war elegant. Eine Art zu verhandeln, Frieden zu schließen, eine alte Tradition, das Essen zu teilen, ein Gefühl der Zugehörigkeit zu schaffen.

»Möchte jemand etwas?«, meinte Ibbe und schob ihnen den Teller hin. Die kleinen Stücke sahen aus wie ein saures Bonbon, das Nikola als Kind immer gegessen hatte. Teddy beugte sich vor und nahm ein Stück zwischen Daumen und Zeigefinger.

»Freunde«, sagte Ibbe. »Es geht uns allen gut, *alhamdulillah*. Wir verdienen Geld, eure Familien haben zu essen, ihr seid geachtet.« Sein Schwedisch war rein, nur manchmal betonte er die Wörter auf der letzten Silbe, er konnte den feinen Kerl spielen, wenn er wollte, kein Fluchen, kein lokaler Slang.

»Aber es gibt Herausforderungen«, fuhr er fort. »Alles ist strenger geworden, das wisst ihr selbst, all die neuen Gesetze, die sie sich in den letzten zwei Jahren ausgedacht haben. Letzte Woche haben die Schweine zum Beispiel meine Patek beschlagnahmt. Einfach so, ohne dass es einen Beweis dafür gibt, dass ich eine Straftat begangen habe.«

Teddy war beeindruckt. Ibbe war erst vierundzwanzig Jahre alt, er war ein verrückter, jähzorniger, gewalttätiger, extrem gefährlicher Bengel, zeigte aber gleichzeitig eine Gelassenheit, die geerdete wirkte. Obwohl das meiste *old news* waren, war es offen-

sichtlich, dass Ibbe wusste, wovon er sprach, er benutzte die richtigen Worte, die richtigen Beschreibungen.

»Wir sind Männer, keine Hurensöhne«, hörte man eine Stimme. »Sie können uns nicht brechen.«

Ibbe schob ihm die Schale hin. »Nimm dir eine Mandarine«, sagte er und fuhr fort: »Wir sind alle Männer, deshalb seid ihr hier, sie machen uns keine Angst mit ihren Strafen und Hosenschisser-Zeugen. Aber die Medien haben Lunte gerochen, und wenn die Medien hetzen, bekommen die Leute Angst, und wenn die Käufer Angst haben, kaufen sie weniger. Alle Etappen werden für uns teurer, wir brauchen mehr Wachleute, mehr Verstecke, mehr Knarren, mehr Schutzwesten, höhere Bestechungsgelder. Die Lieferzeiten werden länger, ihr wisst das schon alles, die Kommunikation ist schwierig, keine verschlüsselten Chats mehr, denen kann man nicht trauen, also müssen wir uns jetzt so treffen, wie in *The Wire*. Das kostet Zeit, und Zeit kostet Geld.«

Einige der Jungs nickten, das meiste, was Ibbe sagte, war selbstverständlich. Außer vielleicht die Sache mit den Medien, an die sie wahrscheinlich nicht gedacht hatten.

Die Polizei würde heftig reagieren, wenn herauskam, dass sie sich trafen. Die Überwachung und das Abhören würden zunehmen, die Infiltration würde sich intensivieren und sie ins Visier nehmen.

»Wir müssen tun, was wir können«, sagte Ibbe. »Ich habe eine Lösung. Heute werden wir mit den Verhandlungen beginnen. Wir werden entscheiden, welche Teile wem gehören. Und wenn wir uns einig sind, wie wir alles aufteilen, schließen wir einen Pakt. Jeder macht seinen Teil. Keiner stört den anderen. Niemand stiehlt die Kunden der anderen. Keiner greift einen anderen an. Wir werden ein Bündnis gründen.«

Draußen krächzten Vögel, vielleicht waren es Krähen, was gab es sonst noch für Vögel im Winter? Teddy kannte nur die Namen von drei schwedischen Vögeln: Elster, Krähe und Möwe. Mit Emelie hatte er mehr Artnamen gelernt und die Namen von Pilzen und Bäumen, Pflanzen und Tieren, aber das meiste hatte er schon wieder vergessen. Er war ein Kind des Betons, seine Welt lag nicht in der Luft, dem Wald oder dem Meer. Er war der Freieste von allen und doch ohne Raum.

Bündnis. Ibbe wollte ein Bündnis gründen.

Die Jungs in der Hotelsuite rutschten nervös hin und her. Todfeinde blickten auf den Tisch herab, einige räusperten sich, das Ganze war zu kompliziert für sie. Ein Bündnis?

An der Wand hing ein Gemälde: viele nackte Menschen, die nach etwas griffen. Das Wunder des Lebens, des Glücks und des Wohlstandes. Wahrscheinlich. Oder waren sie auf der Flucht vor etwas?

Teddy leitete etwa zwanzig Jungs. Jacob war sein Kapitän, Ardalán und ein paar andere waren auf der Straße zuständig. Alles gute Kerle, die mindestens eine halbe Million im Monat für sich selbst und ebenso viel für ihn einbrachten. Sie würden ihn unterstützen, egal, was er tat, aber ein Bündnis mit Typen einzugehen, die einem ins Auge schossen, wenn man nur falsch blinzelte, war keine Kleinigkeit. Trotzdem, es war genial.

Ibbe sah sich um. Er war unerwartet adrett gekleidet. Ein dunkles Hemd, das in eine dunkle Schnürhose gesteckt war, ohne auffälliges Logo oder sportliche Note. »Ich schieße in Adidas, aber feiere in Gucci«, hatte er einmal gesagt.

Die Jungs diskutierten, sie schnalzten mit der Zunge, nickten. Sie verstanden, dass es klug war, mehr zu kooperieren. Sie erkannten, dass ihre Aktivitäten umso weniger im Rampenlicht stehen würden, je ruhiger sie blieben. Sie waren Männer, die ihre

Ehre bewahren mussten, aber vor allem wollten sie Geld verdienen.

Nach einer Stunde waren sie fertig. Ibbe stand auf. Die Lichter der Stadt glitzerten durch die geschlossenen Vorhänge.

Alle erhoben sich, ruhig, jeder wollte Coolness zeigen.

Als der letzte Mann die Suite verlassen hatte, wandte sich Ibbe an ihn. »Teddy, möchtest du mit mir zu Abend essen?«

Sie hatten sich im Restaurant des Hotels an einen Tisch gesetzt, der für drei Personen gedeckt war.

»Es kommt noch jemand«, sagte Ibbe.

»Das sehe ich.« Teddy fragte sich, was er wollte.

Eine Frau trat an den Tisch heran. Ihre Lippen waren so groß wie Würste, sie hatte sich offensichtlich etwas einspritzen lassen, aber ansonsten sah sie relativ natürlich aus. Ibbe stand auf und küsste sie lange.

»Das ist Evelyne«, sagte er. »Wir haben uns gestern verlobt.«

»Herzlichen Glückwunsch«, sagte Teddy und winkte den Kellner heran. »Eine Flasche Champagner.«

Ibbe winkte ab. »Das ist nicht nötig. Ich trinke nicht, wenn ich arbeite.«

»Ich dachte, wir wären mit dem Treffen fertig. Ich möchte nur auf euch anstoßen.«

Evelynes dunkle Haut schimmerte in dem gelblichen Licht, sie sah ein paar Jahre älter aus als ihr Verlobter, vielleicht achtundzwanzig, neunundzwanzig. Ihr Haar war tiefschwarz und verfilzt wie Stacheldraht, ihre Stimme gedämpft und bei dem Lärm hier drinnen kaum zu hören. »Ja, lasst uns anstoßen. Ibbe, nur ein Glas.«

Ihre auffallend hellen Augen hätten auch ohne das ganze Make-up den Verkehr aufgehalten. Er fragte sich, warum Ibbe

sie mitgenommen hatte. Vielleicht war es Teil der Show. Ibbe wollte der neue *Mister One* sein.

Der Kellner kam mit einer Flasche Krug herein, in der die Bläschen wie kleine Diamanten funkelten.

Sie stießen an und bestellten Essen – Teddy nahm dasselbe wie Evelyne, um nicht auf die Speisekarte schielen zu müssen. Es war unangenehm, wie schnell sich seine Sehkraft in letzter Zeit verschlechtert hatte, aber er war kein Mensch, der eine Brille trug.

In der besten aller Welten hatte Ibbe ihn hierher eingeladen, um eine engere Zusammenarbeit zwischen ihnen zu besprechen. Teddy hatte gute Einkaufskontakte, aber Ibbe war die große Nummer. Teddy war im Vergleich dazu ein Minispieler. In seinen Augen war Ibbe eine Art Chef.

Es war eigentlich gegen ihre ungeschriebenen Regeln, sich gemeinsam zu zeigen, aber das große Treffen vorhin war ein noch größeres Risiko gewesen.

Ibbe wischte sich den Mund langsam mit der Serviette ab wie ein krasser Tischetiketten-Experte und hielt sein Glas hoch. Jetzt war es ihm ernst. »Ich kenne keine Barrieren, ich bin filterlos.«

»Das weiß ich.«

Teddy bemerkte, dass er immer noch sein Sektglas in der Hand hielt. »Boss«, sagte er und hob es in Richtung Ibbe und Evelyne. »Was du da oben in der Suite gemacht hast, war stark. Prost.«

Der Kellner kam mit den Hauptgerichten.

»Ich möchte dich um etwas bitten«, sagte Ibbe.

Teddy zog den Stuhl näher an den Tisch heran und beugte sich vor.

Jetzt würde er endlich erfahren, warum der Boss gemeinsam essen wollte. Vielleicht würde der Lärm hier drinnen vor Lauschern schützen, selbst wenn eine Wanze unter der Tischplatte angebracht war.

Ibbe legte eine Hand auf Teddys Hinterkopf, als wollte er ihn streicheln.

»Ich möchte, dass du Dior kaltmachst«, zischte er.

Instinktiv versuchte Teddy, seinen Kopf zurückzuziehen. Aber Ibbes Griff war nicht mehr weich, er hielt ihn fest.

»Er muss verschwinden, ich schwöre es, *wallah*.« Ibbe benutzte jetzt andere Worte, das Thema der Unterhaltung veränderte seine Art zu sprechen, seine Art zu sein. »Er pisst auf uns, er hat keine Ehre.«

Teddy versuchte, sein Gesicht wegzudrehen, er wollte das nicht hören. Der Konflikt zwischen Ibbe und Dior war allgemein bekannt – sie hatten sich gegenseitig gedemütigt, immer wieder. Vor zwanzig Minuten hatte Ibbe ein Bündnis vereinbart, Frieden im Territorium geschaffen – jetzt wollte er Krieg. Teddy wollte die Augen schließen, doch er hielt dem Blick des Bosses stand.

»Ibbe«, sagte er, »das führt nur zu noch mehr Ärger. Das ist eine schlechte Idee.«

Der Boss ließ ihn los und wirkte ehrlich überrascht. »Bruder, entweder bist du in meinem neuen Bündnis, oder du bist dagegen.«

Deutlicher konnte ein Ultimatum nicht ausfallen.

Scheiße.

»Warum fragst du ausgerechnet mich?«

»Das weißt du doch selbst. Dior traut niemandem, verstehst du? Nur du kannst diese kleine Fotze herauslocken, nur du kannst ihn ausschalten.«

Dior war einer von Celalis früheren Männern, genau wie Teddy. Sie waren wie Brüder gewesen und hatten zusammengearbeitet. Jetzt war Celali tot, und Ibbe hatte recht: Dior würde Teddy vertrauen. Er hatte Dior immer mit Respekt behandelt.

»Hör zu, Bruder«, fuhr Ibbe fort. »Die Straße nimmt, und die

Straße gibt, aber sie ist immer ein Vampir. Sie braucht Blut. Du musst keine Angst haben. Du tust einfach, was ich sage. Den Rest erledige ich. Ich habe Dior im Blick. Wenn du getan hast, was du tun musst, schlachte ich sein Geschäft aus, nehme seine Vorräte und sein Geld. Ich werde alles haben.«

Teddy blickte sich um. Konnte das jemand hören?

Das Entrecôte auf dem Teller vor ihm sah fantastisch aus, aber ihm war der Appetit vergangen. Evelyne hingegen hatte zu essen begonnen und schnitt den Braten sorgfältig in Scheiben. An einem Finger glitzerte ein Stein von der Größe einer Kichererbse. In ihren Augen glitzerte noch etwas anderes, er wusste nur nicht, was es bedeutete.

Er musste ablehnen, Nein sagen. Es war dumm, es war zu gefährlich. Teddy hatte sich etwas Eigenes aufgebaut, er verdiente so viel Geld wie nie zuvor. Er wollte das nicht alles für Ibbes kaputte Psyche ruinieren.

»Machst du es oder nicht?«

Teddy schob den Stuhl zurück, er brauchte keine Befehle von Ibbe anzunehmen, er schloss den Mund und stand auf.

»Bruder?« Ibbe schaute fragend. Fordernd.

Teddy schluckte einen Seufzer hinunter.

Ibbe griff nach seiner Hand. »Ja oder nein?«

Teddy zog den Arm zurück und entfernte sich ein paar Schritte. »Ich regle das«, sagte er.

Ibbe *called the shots*, er hatte die richtigen Kontakte, er erteilte die Aufträge. Wenn Teddy diese Angelegenheit löste, könnte Ibbe sein Geschäft enorm erleichtern.

Auf dem Tisch stand immer noch sein Entrecôte. Teddy hatte das Essen nicht einmal angerührt.

Er war hungrig und betrunken.

Er ging hinaus in die Nacht.

Fuck. So ein Mist. Er hätte Nein zu Ibbe sagen sollen, aber mehr mit dem Boss zu kooperieren, war verlockend. Fordernd, gefährlich. Teddy war es gewohnt, mit aggressiven, launischen Macho-Männern zu tun zu haben – Ibbe war ein anderer Typ, höflicher, aber man konnte ihm gleichzeitig schwieriger widerstehen.

Dieser Teil der Grev Turegatan lag im Dunkeln, nur ein paar Blocks weiter gab es Partys und bunte Lichter.

Er lief wieder in Richtung Stureplan.

Das Problem bestand nicht nur darin, dass Dior ein Wolf war, ein gerissenes Raubtier, das schwer zu fangen sein würde. Das *eigentliche* Problem war, dass Teddy Lucas hatte – er konnte nicht alles tun. Ins Gefängnis zu gehen, war undenkbar. Dann wurde ihm klar: Er *wollte* gar nicht alles tun. Selbst wenn er gewusst hätte, dass er tun konnte, was Ibbe verlangte, ohne erwischt zu werden, *wollte* er Dior nicht töten.

Er überquerte die Humlegårdsgatan, während der Lärm aus den Bars immer lauter wurde. Auf der rechten Seite befand sich das Luxusautohaus mit seinen großen Fenstern: Die Autos im Inneren waren beleuchtet und poliert. Die Entwicklung dieses Landes war eine Beleidigung für seinen Vater. Bojan hatte hart gearbeitet, bis er über fünfundsechzig war, aber die Steuern und die Einsamkeit hatten alles aufgefressen, während über die Hälfte der Milliardäre des Landes ihr Vermögen geerbt hatten. Was hatten sie getan, um die niedrigste Steuerlast der westlichen Welt zu verdienen, außer dass sie aus der richtigen Fotze gerutscht waren?

Am Riddargatsbacken legte sich der Lärm. Teddys Gedanken hingegen kamen nicht zur Ruhe. Sie rasten noch immer, als er an Ibbes Befehl dachte.

Die kleine Ausbuchtung bei den Garagentoren war im Schatten verborgen. Ein Geräusch erregte seine Aufmerksamkeit. Er schaute hin und ging darauf zu.

Dort, sechs oder sieben Meter entfernt, lagen zwei Personen, eine junge Frau und ein Mann. Instinktiv wusste Teddy, wer das Mädchen war. Der Mann saß neben ihr und hielt ein Telefon in einer Hand, und jetzt sah Teddy, was er mit der anderen zu tun versuchte. Er hatte die Hand unter ihrem Rock. Er filmte, während er sie begrapschte. Es war das Mädchen mit dem Lachgasballon.

Teddy machte drei lange Schritte. Die junge Frau schien wieder völlig weggetreten zu sein.

Der Mann sah auf, auch er war jung, vielleicht achtzehn, neunzehn Jahre alt, ordentlich gekämmt, gescheiteltes Haar.

Teddy trat ihm ins Gesicht. Er erkannte das Geräusch der gebrochenen Nase, hörte Zähne auf dem Asphalt klappern.

Die Schreie des Mannes hörte er nicht.

2

Emelie

Eigentlich war es gar nicht so kalt, doch der Ort sorgte dafür, dass sie froh. Emelie wollte die Arme um sich schlingen und sich warm reiben, aber an der einen Hand hielt sie Lucas und in der anderen einen Blumenstrauß und eine Tüte mit Kleidungsstücken, aus denen er herausgewachsen war. Die Blumen würden sie am Grab ablegen, und die Kleidung war für den kleinen Nikola, der bald ein Jahr alt wurde: Hosen, Schuhe, süße Pullover, die Lucas wahrscheinlich nicht mehr als sieben- oder achtmal getragen hatte, bevor sie ihm zu klein waren. Das Leben eines Kleinkindes auf den Punkt gebracht: Lucas' erste Jahre waren so schnell vergangen, dass sie keine Zeit gehabt hatte, sich auf das Jetzt vorzubereiten.

»Kann Oma auch einen Pullover bekommen?«, fragte Lucas.

Der Friedhof war groß, der Wind wehte ungehindert zwischen den Gräbern und Denkmälern. Der gräuliche Schnee auf dem Boden war in diesem Winter so oft geschmolzen, gefroren und wieder geschmolzen, dass er nicht mehr wirklich Schnee war, sondern eine Legierung aus brüchigem, knirschendem Eis, Abgasen und Kies.

»Ich glaube nicht, dass sie ihr passen«, sagte Emelie. »Aber der kleine Nikola wird sehr glücklich sein.«

Der *kleine* Nikola, das war wichtig. Der *große* Nikola – Lucas' Cousin – war vor etwas mehr als einem Jahr erschossen worden.

Er war bei der Geburt seines eigenen Sohnes nicht dabei gewesen, aber er lebte im Namen fort. Vielleicht würden sie später auch an seinem Grab vorbeigehen.

»Oma kriegt ja die Blumen«, sagte Emelie.

»Was macht sie dann mit ihnen?«, fragte Lucas. Er lief hopsend neben ihr her, um Schritt zu halten. Seine Wangen waren rot, er hielt ihre Hand.

»Oma wird sie vom Himmel aus betrachten und sich daran erfreuen, wie schön sie sind.«

Lucas hatte schon am Morgen erklärt, dass er seiner Oma einen Lolli schenken wollte.

Heute hätte Elisabeth Maksumic Geburtstag gefeiert. Es war eine schöne Sache, das Grab gemeinsam mit Bojan und Linda zu besuchen, die wahrscheinlich den kleinen Nikola mitbringen würden. Vielleicht würde auch Teddy kommen, er hatte es anscheinend seinem Vater versprochen, aber Emelie glaubte es erst, wenn sie es sah. Um ehrlich zu sein: Teddy konnte gerne wegbleiben. Sie konnte mit seiner Nörgelei nichts anfangen. Sie war wegen Lucas hier. Er liebte seinen Großvater und seine Tante und hatte ein Recht darauf, mehr über seine tote Großmutter zu erfahren.

Sie betrachtete die Grabsteine um sie herum, viele waren relativ niedrig, aus Granit oder dunkleren Steinsorten, die meisten rau an der Oberfläche, aber einige poliert und geschliffen. Die Namen strahlten irgendwie Gewissheit aus, sie sprachen von einer anderen Zeit. Karl, Sven, Herta und Anna. Emelie fragte sich, ob diese eine andere Bestimmung für ihr Leben empfunden hatten als sie selbst. Theoretisch wusste Emelie, dass sie eine Wahrheit finden sollte, die für sie galt, eine Idee, die wirklich von Bedeutung war. Manche Menschen folgten ihrer Religion oder einer Ideologie, aber noch mehr von ihnen lebten nach einer

Art Nicht-Ideologie: Materialismus, Konsumdenken, das Streben nach Status. Wohlbefinden, Wert und Glück basierten auf äußeren Dingen und Phänomenen, aber jeder wusste, dass die Fassade falsch war. Emelie war weder eine extreme Materialistin wie Jossan noch eine ideologische Fundamentalistin wie ihre Cousine, wo die Richtlinien klar waren wie die festen Wände eines geraden Korridors. Emelie tastete sich vor. Vielleicht wäre alles einfacher, wenn sie sich für ein Ziel entscheiden könnte und es dann einfach anpacken würde.

Lucas schlurfte ein paar Meter weiter und blieb dann stehen. »Kommt Papa auch?«

Sie könnte sagen, dass sie es hoffte, aber dann wäre Lucas enttäuscht, wenn Teddy nicht auftauchte. »Das glaube ich nicht«, sagte sie stattdessen.

»Wird Oma dann nicht traurig sein?«

Sie wusste nicht viel über Teddys Mutter, die von den meisten Leuten Beth genannt wurde, nur dass sie irgendwann Mitte der Neunzigerjahre an Krebs gestorben war. Sie wusste nicht, um welche Art von Krebs es sich gehandelt hatte oder ob es ein schwieriger Verlauf gewesen war, aber sie wusste, dass der Tod seiner Mutter Teddy schwer getroffen hatte. Nicht, weil er darüber sprach, sondern weil er es *nicht* tat – er vermied das Thema auf eine allzu offensichtliche, ängstliche Weise. Die Augen abgewandt, immer mit einem angespannten Ausdruck im Gesicht.

Emelie hatte ihre eigenen Theorien; sie kannte das Leben, das Teddy geführt hatte, bevor er verurteilt worden war und acht Jahre im Gefängnis verbracht hatte. Sie ahnte, was er jetzt, nach der kurzen Pause mit ihr und Lucas, tat. Sie konnte nicht umhin, daran zu denken, dass alles damals begonnen hatte, als ein dreizehnjähriger Junge seine Mutter verloren hatte. Ein paar Monate

später war er zum ersten Mal wegen Körperverletzung verhaftet worden.

Sie erblickte Bojan und Linda, zwei dünne, schlanke Gestalten, die bereits am Grab standen. Der Himmel war grau und dicht, als würde er heute besonders tief herabhängen und die Erde suchen, vielleicht um Beths willen. Neben Linda stand ein Kinderwagen, in dem der kleine Nikola lag. Emelie wusste, dass Linda nur noch halbtags arbeitete, um die Mutter von Nikola zu unterstützen.

»Siehst du Opa?«, sagte sie zu Lucas. »Du kannst vorauslaufen.«

Der Eisschnee knirschte laut unter seinen Füßen.

Bojan hustete. Kein gewöhnlicher Husten, sondern tief, rau, bedrohlich. Wahrscheinlich war es das Rauchen, das seinen Tribut forderte.

»Hallo«, sagte sie.

Lucas stand neben dem Wagen. »Schläft Nikola?«

Linda nickte. Sie umarmte Emelie.

Bojan hustete wieder. »Kommt Najdan?«, fragte er.

Lucas sah seinen Großvater fragend an. Der Name seines Vaters lautete eigentlich Najdan, daraus war Nalle geworden, daraus Björn, und daraus Teddy. Ein Teddybär, ein weiches und sicheres Kuscheltier. Dabei war Teddy das Gegenteil, er hätte Stein oder Wolf heißen müssen.

»Das glaube ich nicht«, sagte Emelie leise, so wie sie Lucas geantwortet hatte.

»Dann werden wir nicht warten«, sagte Linda. Sie bückte sich und zündete ein Streichholz an. Eine dicke Kerze stand in einer Laterne unterhalb des Grabsteins.

Irgendwo am Himmel rumpelte ein Flugzeug.

Bojan hustete erneut und räusperte sich dann. »Hör zu, Lucas. Ich möchte dir von deiner Großmutter erzählen. Ihr Name war

Beth, und sie war die schönste Frau der Welt. Sie war unglaublich nett. Du hättest sie gemocht, und sie hätte dich sehr gemocht.«

»Papa«, rief Lucas.

Emelie drehte sich um. Teddys Schritte auf dem Schotterweg waren lang. Die Kerze in der Laterne flackerte, als wäre sie nicht richtig verschlossen.

Teddy hob Lucas in die Höhe.

Bojan regte sich nicht. Linda sagte nichts.

»Tut mir leid, dass ich zu spät komme«, sagte Teddy.

Bojan starrte auf den Grabstein. *Anna Elisabeth Maksumic. Für immer in unseren Herzen.*

Emelie legte den Blumenstrauß ab.

Teddy hatte einen Topf mit einer Art Nadelpflanze mitgebracht. »Alles Gute zum siebzigsten Geburtstag, Mama«, sagte er.

Alle waren still, sogar Lucas.

»Ein Topf gehört sich nicht«, sagte Bojan nach einer Weile.

Teddy nickte langsam und schien seinem Vater zuzustimmen.

»Ich sagte, es gehört sich nicht«, wiederholte Bojan.

»Was macht das schon? Es sieht schön aus.«

»Es gehört sich nicht.«

»Tate.« Teddys Stimme war unerwartet ruhig. »Lass uns jetzt nicht streiten, nicht heute, nicht hier.«

Emelie erschauerte. Lucas hockte sich hin, sein Overall schützte ihn gegen den feuchten Boden. Er legte eine Zeichnung, die er am Morgen angefertigt hatte, neben die Blumen: ein Haus, zwei große Menschen, ein kleiner Mensch. War das die Familie, die er wollte?

»Wie schön«, sagte Linda.

»Toll«, sagte Teddy.

»Ich habe auch Anzihsachen für den Kleinen mitgebracht«, sagte Emelie.

Lindas Mund bewegte sich kaum, als sie sich bedankte.

Stille lag über dem Friedhof, nicht schwer, eher feucht und kalt wie die Luft, lästig, aber es war nicht zu ändern.

»Dann sind wir fertig«, sagte Bojan. Linda hakte sich bei ihm unter. Bojan hustete. Sie gingen, aber nicht in Richtung Ausfahrt – sie wollten das Grab von Nikola besuchen.

Kurz darauf waren sie fertig. Bojan und Linda waren gegangen.

Emelie rief Lucas zu. »Komm.«

»Wie wäre es mit einem Abstecher in ein Café?«, fragte Teddy.
»Jacob wartet dort drüben im Auto auf mich. Er kann uns alle fahren.«

»Ja, Café!«, rief Lucas.

Emelie schüttelte den Kopf. »Ich habe mein eigenes Auto.«

Sie gingen nebeneinander her, die Köpfe gesenkt. Schweigend. Lucas hingegen hüpfte herum, als wollte er sowohl seine Mutter als auch seinen Vater antreiben.

»Verabschiede dich jetzt von Papa«, sagte Emelie.

Lucas tat so, als hätte er nichts gehört. Teddy nahm ihn in den Arm und küsste ihn auf die Wangen. »Papa liebt dich mehr als alles andere auf der Welt, das weißt du doch, oder?«

Emelie sah, wie Teddy sich auf den Beifahrersitz eines großen Geländewagens setzte. Ihr eigenes Auto war weiter weg geparkt.

Lucas rannte voraus über die Schotterwege. Dann blieb er stehen.

»Mama. Ich habe vergessen, Oma den Lutscher zu geben.« In der Hand hielt er seinen roten Lutscher, das Papier hatte er schon abgenommen.

Emelie holte tief Luft. »Okay, lass uns zurückgehen.«

Sie machten kehrt.

»Wer ist das?«, fragte Lucas.

»Wer?«

Lucas zeigte auf das Grab. Emelie schaute hin. Dort stand ein Mann mit gebeugtem Rücken, sein Mantel flatterte im Wind.

Emelie blinzelte. Sie täuschte sich nicht. Der Mann stand tatsächlich an Elisabeths Grab, so wie sie und Teddys Familie vor ein paar Minuten. Der alte Mann tat etwas, machte eine Geste.

Es gab keinen Zweifel. Er bewegte seinen Mund. Sang er? Nein, er redete. Ja, das war es: Der Mann stand da und sprach zu Beths Grab.

3

Max

Er machte sich nicht die Mühe, zu zählen, wie viele Schleusen sie passiert hatten. Das Kranke war, dass sich die Zahl in der Zeit, in der er hier war, wahrscheinlich verdoppelt hatte. Die Anstalt hatte die höchste Sicherheitsklasse, Stufe 1, aber das reichte heutzutage nicht mehr aus. In letzter Zeit war es vielen gelungen, aus diversen Jugendheimen zu entkommen, die Fachleute motzten, die Medien jaulten, die Regierung machte sich in die Hose. Sie erhöhten die Sicherheitsvorkehrungen auf ein lächerliches Niveau. Es wurde eine neue Sicherheitsstufe eingeführt: *maximales Level*. Wie passend, dass er hier gelandet war.

Stensboda war nicht einmal wirklich eine Haftanstalt. Max war zu geschlossener Jugendhaft verurteilt worden, das hier war ein Jugendheim, in dem er zusammen mit zwanzig anderen Gewalttätern saß, die alle für Dinge verurteilt worden waren, die sie getan hatten, bevor sie achtzehn Jahre alt wurden.

»Das heißt Psychologin«, sagte Yaser grinsend, der Pfleger, der ihn durch den Korridor begleitete. »Sprich mir nach, Max: Psycho-login.«

Sie waren auf dem Weg zur Psychologin. Sie war neu, Max hatte sie noch nie getroffen.

Yaser war in Ordnung, er war einer der korrekten Pfleger. Trotzdem hasste Max sie alle. Nicht, weil sie ihn einsperrten, sondern weil sie nicht selbstständig denken konnten. Er verstand,

dass sie Regeln und so einen Scheiß hatten, aber warum konnten sie nicht sehen, dass er anders war? Er war nicht böse, er war nicht mehr gewaltbereit. Er bedauerte, was er getan hatte. Es war nicht nur etwas, das er in den Sitzungen, zu seinem Koordinator oder bei den Übungen sagte – er bereute es zutiefst. Er wollte die Zeit zurückdrehen und Nikola auf irgendeine andere Weise bestrafen, als ihn zu erschießen, er wusste nur nicht, wie. Er wünschte, er wäre damals und heute ein anderer Mensch gewesen.

Er wollte, dass Nikolas Mutter und Teddy ohne Traurigkeit und Dunkelheit lebten, er wollte verändert werden, neugeboren, er träumte davon, ein Mensch zu sein, der nicht wusste, wie es sich anfühlte, einen anderen Menschen zu töten.

Die Tür schlug hallend hinter ihnen zu. Max hatte die Informationsblätter gelesen, die sie aufgehängt hatten. *Wir ergänzen den bestehenden Perimeterschutz und errichten verstärkte Fußgängertore.*

Er wusste, was das in der Realität bedeutete. In den Wohnräumen würden die Fensterscheiben durch Panzerglas ersetzt, obwohl sie bereits vergittert waren. In der Küche, in der Halle und in der Turnhalle waren alle Schlösser durch elektronische Zugangssysteme ersetzt und einige Fenster zugenagelt worden; die Zentralwache hatte ebenfalls Panzerglas erhalten. Man hatte ein Bodenradar – was auch immer das sein mochte – installiert, und rund um die Uhr war Überwachungspersonal im Einsatz. Alle Becher, Tassen, Bestecke und Teller waren durch dünnes Plastikzeug ersetzt worden. Sie hatten den Zaun erweitert, der jetzt mindestens vier Meter hoch war, und *verdammte Wärmesensoren* angebracht. Aber das Schlimmste war, dass der Chef der Einrichtung, Darth Vader, beschlossen hatte, dass in der Turnhalle keine losen Gewichte mehr erlaubt waren. Sie durften nur

noch auf der Matte und an den fünfundzwanzig Jahre alten Geräten trainieren, von denen die Hälfte nicht funktionierte. Das war sogar noch langweiliger als Yoga.

»An ihr gibt es nichts auszusetzen. Sie kann dir helfen, ich sehe doch, dass es dir nicht gut geht«, sagte Yaser. Er hatte recht. Max ging es tatsächlich nicht gut. Gleichzeitig irrte sich Yaser: Die neue Psychologin konnte auch keine Wunder bewirken.

»Ich habe auch ADHS, oder besser gesagt eine Variante davon, nämlich ADD«, sagte Yaser.

Max grinste. »Und wie hast du hier einen Job bekommen?«

Jemand hatte ein Wandgemälde in den Korridor gemalt. Ein Strand mit einer Palme, ein blaues Meer, aber im Sand war ein Ölfass, aus dem schwarzer Schlamm ausgelaufen war.

»Ich weiß es nicht. Ich schätze, ich hatte einfach Glück. Das muss man manchmal haben. Hattest du nie Glück, Max?«

Das war eine gute Frage.

Bilder gingen ihm durch den Kopf. Der Streit mit seiner Freundin, als er herausgefunden hatte, dass sie Nikola getroffen hatte. Die Eskalation, die Morddrohungen und der Geruch der Flüssigkeit, die er über das vermeintliche Moped von Nikola geschüttet hatte – es brannte wie ein gedoptes Maifeuer. Und dann: der heftige Schmerz, als Nikola ihm in die Wade geschossen hatte. »Das nächste Mal mache ich ernst«, hatte sein *Opp* gesagt – sein *Opposite*. Die Sanitäter hatten versucht, ihn zu beruhigen, als er auf dem Bett lag und schrie, nicht vor Schmerz, sondern vor Hass. Doch er hatte sich zurückgehalten, war zu Hause bei seinem Vater geblieben, hatte gewartet und geplant. Max musste zeigen, dass er ein Mann war. Fressen oder gefressen werden. Töten oder getötet werden. Das Gesetz der Straße war einfach. Es war so alt wie die Bibel und der Koran. Am Ende nahm er die Knarre seines Vaters und lockte seinen *Opp* in eine Falle, er griff

an, als Nikola in einem Auto saß. Fünf Schüsse in den Körper von Nikola. Max *machte Ernst* mit seinem Opp.

Die Frage von Yaser war also relevant: Hatte er Glück gehabt?

Max hatte getan, was er glaubte, tun zu müssen: Auge um Auge. Er hatte das Gleichgewicht wiederhergestellt. Sein Vater hatte dafür gesorgt, dass er nach Mallorca fliehen konnte. Sie hatten eine schöne Zeit auf der Insel verbracht. Max war fast glücklich, und ein noch größeres Geschenk war, dass er sich dieses Glücks bewusst war. Aber er konnte die Bilder nicht loswerden. Nikolas zuckender Körper, der leicht stechende Geruch des Pulvers, die Übelkeit, noch bevor er die letzte Kugel abgefeuert hatte.

Er hatte einen Vater, der ihn unterstützte, einen Vater mit einer Wohnung am Rand von Palma und genug Geld, um eine Privatschule zu bezahlen. Sie hatten seinen Vater *Mister One* genannt. Aber Max hatte auch Pech gehabt. Er war zurück nach Schweden gegangen und wurde dort wegen des Mordes verurteilt. Weil er jung war, bekam er keine Gefängnisstrafe, so waren die Regeln. Wäre er über achtzehn gewesen, hätte er wahrscheinlich eine lebenslange Haftstrafe bekommen. Jetzt war er stattdessen hier im Jugendheim Stensboda. Vier Jahre.

Das war irgendwie Glück. Oder doch nicht?

Geschlossene Abteilung. Überwachte Abteilung. Sie untersuchten ihn. Psychologen, Pädagogen und Therapeuten erstellten Gutachten. Sie erstellten einen »individuellen Vollzugsplan«, wie Yaser sagte, ohne dass Max wirklich verstand, was das bedeutete. Er hatte keine Energie und blieb jeden zweiten Tag in seinem Zimmer. Es war nicht das Eingesperrtsein, das ihn umbrachte, es war die Reue. Das Einzige, was er nicht wusste, war, ob er es bereute, weil er sich selbst bemitleidete, oder weil er dachte, dass das, was er getan hatte, falsch war.

Die anderen Insassen waren wirklich gefährlich. Sie respektierten niemanden außer ihren Bossen, und manche von ihnen wollten die Mitarbeiter nicht allein treffen, sie hatten stets einen zusätzlichen Betreuer dabei. Diese Typen bespuckten die Polizei, pissten auf die Richter und kackten auf die Gesellschaft. Sie verhöhnten sogar ihre Mütter. Keiner der Jungs würde mit der Wimper zucken, falls man ihnen befehlen sollte, Max den Schädel einzuschlagen und ihn unter dem Holz in der Schreinerei zu begraben. Er gehörte nicht zu ihnen. Allein der Gedanke, einem anderen Menschen wehzutun, ließ ihn sich schlecht fühlen – er war ein schwacher Gangster. Er versuchte, sein Geheimnis zu verbergen: Er war eine Schneeflocke, eine reuige Schneeflocke. Er durfte nicht entlarvt werden. Sie würden ihn bei lebendigem Leibe auffressen, wenn herauskäme, dass er durch und durch weich war.

Vielleicht war er so, weil er da draußen jemanden hatte, der ihn liebte. Seine Mutter verpasste keinen einzigen Besuchstag, schrieb ihm Briefe und rief ihn an. Sein Vater liebte ihn auch, aber es war komplizierter. Und trotzdem: Max hatte Liebe erfahren. Die Liebe sorgte dafür, dass er Reue empfand. Die Liebe hatte ihn weich gemacht.

Die Psychodoktorin gab Max mit einem Wink zu verstehen, sich in den Sessel ihr gegenüber zu setzen. Sie sah für eine Hirnklemplerin recht jung aus und war offenbar Jüdin – zumindest sagten das einige der Jungs. Wenn ja, war sie die erste Jüdin, die Max je getroffen hatte.

Die Psychologin lehnte sich zurück, legte ein Bein über das andere und verschränkte die Hände vor sich. Eine typische Psychologen-Pose. Aber sie wechselte sofort die Position und streckte ihre Hand aus. »Hallo, Max. Mein Name ist Mirjam.«

Ihr dunkles Haar war kurz geschnitten und ihre Nase unerwartet klein. Dünne Schultern und schiefe Zähne. Trotzdem war sie hübsch. Wie alt konnte sie sein, achtundzwanzig, sechsundzwanzig? Max wusste nicht, wie lange man brauchte, um Psychologe zu werden, aber es war wohl kaum etwas, das man in einem dreiwöchigen YouTube-Kurs lernte. Er fragte sich, ob sie Kinder hatte, ob sie sich vorstellen konnte, wie anstrengend ein Kind sein konnte, ob es wirklich möglich war, ein Kind zu lieben, das getan hatte, was er getan hatte.

»Wie geht es dir?«, fragte Mirjam. Er wusste nicht, ob es das übliche »Wie geht's?« war, wie bei einer höflichen Begrüßung, oder ob sie es wirklich wissen wollte.

»Mir geht's gut, aber ...«, sagte er, während er an der genoppten Armlehne herumzupfte. Er wippte mit einem Fuß auf und ab und schnalzte mit der Zunge. Bewusst: Er war wegen seiner Diagnose hier. Er wollte höhere Milligramm-Dosen der ADHS-Medikamente. Zum Teil für sich selbst, zum Teil aus einem anderen Grund.

»Ich kann mich nicht konzentrieren, meine Gedanken fliegen herum wie diese kleinen Tiere, Sie wissen schon, Insekten.« Er hatte an diesen Satz gedacht, es klang gut, dass die Gedanken *Kleintiere* waren.

Sie trug ein kleines goldenes Schmuckstück um ihren Hals. Max konnte nicht erkennen, was es war, jedenfalls war es kein Judenstern. Vielleicht war es ein Buchstabe, aber kein M, das konnte er sehen.

»Du meinst Mücken?« In ihrem Gesicht war nichts Falsches zu erkennen, und doch wusste er, dass ihre Fragen nur Instrumente waren, um verschiedene Dinge in ihm zu erreichen, so wie er etwas aus ihr herausbekommen wollte.

»Ja, so in der Art, ich weiß nicht genau, wie sie heißen. Sie flie-

gen in Schwärmen herum, in kleinen Wolken, und sie stechen, aber sie sind nicht so schlimm wie Mücken.«

»Dann können es keine Wespen sein.«

»Nein, nein. Sie sind kleiner als Stechmücken.« Max fiel es jetzt ein.

»Kriebelmücken«, sagte Mirjam genau zur selben Zeit wie er. Sie begann zu lachen. »*Große Geister denken gleich.*«

Er verstand nicht, was sie meinte, aber ihm wurde ein wenig warm im Kopf.

»Du sagst also, dass deine Gedanken wie Kriebelmücken herumschwirren?«

Er nickte. »Ich muss mich konzentrieren können, aber diese Viecher bringen mich zur Verzweiflung. Sie müssen die Dosis erhöhen.«

Mirjams Augen funkelten. »Max, ich glaube, die Medikamente helfen dir, aber am effektivsten ist es, wenn wir sie mit einer Therapie kombinieren. Ich weiß, dass mein Vorgänger mit dir darüber gesprochen hat. Wie läuft es denn mit den Übungen?«

»Gut.«

»Hast du sie jeden Tag gemacht?«

»Fast.«

»Welche findest du am schwierigsten?«

Ertappt. Sie war gerissen, Mirjam.

»Ich habe nicht alle gemacht.«

»Welche hast du denn gemacht?«

»Äh ...«

»Hast du überhaupt welche gemacht?«

Er versuchte, konzentriert und ernst zu wirken. Mirjam lachte wieder. »Ob du es nun probiert hast oder nicht, ich glaube, es kann dir guttun. Das Verhalten kann durch Training verändert werden, und die Medikamente sind eine gute Ergänzung«, bla bla bla.